Alt-helvetische Waffen und Geräthschaften aus der Sammlung des Herren Alt-Landammann Lohner in Thun

Autor(en): **Keller, Ferdinand**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **2 (1844)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-378719

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Alt-helvetische

Waffen und Geräthschaften

aus der

Sammlung des Herren Alt-Landammann Lohner in Thun,

beschrieben

von

FERDINAND KELLER.

Fast in allen Theilen Europas, häufiger aber in den nördlichen, fand seit Jahrhunderten der Landmann beim Pflügen, beim Ausroden von Bäumen, beim Torfgraben 6 — 8″ lange Steine, die sich wesentlich von allen denjenigen unterschieden, welche auf den Feldern oder im Bette der Flüsse zerstreut liegen. Er bemerkte stets in ihrer Gestalt eine auffallende Regelmässigkeit, auch war der Stoff, aus dem sie bestanden, ihm häufig unbekannt, — kein Wunder also, dass er dieselben mit einer Art Verehrung aufhob und sich über ihren Ursprung, ihre Natur und ihren Nutzen die abenteuerlichsten Vorstellungen machte. Die Naturforscher des 17. Jahrhunderts, in deren Hände solche Gegenstände gelangten, hielten es für ihre Pflicht, den Aberglauben der Ungebildeten zu bekämpfen und durch ihre Schriften richtigere Begriffe über dieselben zu verbreiten. Damals galt unter ihnen als ausgemacht, die schaffende Natur ergötze sich zuweilen, vorzüglich im Reiche der leblosen Gebilde, am Hervorbringen ungewöhnlicher und neuer Formen. Die erwähnten Steine wurden demzufolge in die Classe der Naturspiele eingereiht. Es gab aber auch Gelehrte, welche diese Ansicht verwarfen und behaupteten, dass sie kein Erzeugniss der Erde wären, sondern den Kern des Blitzes ausmachten und vom Himmel herab flögen.

Nach dieser Theorie wurden die räthselhaften Körper Donnerkeile geheissen, und unter dem Namen *ceraunia* in den naturhistorischen Werken aufgeführt.

All die verschiedenen Meinungen über die Bedeutung dieser Steine zeigten sich als unhaltbar, als man in neuerer Zeit in Grabhügeln, die man aus Wissbegierde eröffnet hatte, ganz ähnliche keilförmige Steine und zwar neben den Ueberresten menschlicher Leichname entdeckte, denen sie nebst anderem aus Erz verfertigtem Geräthe beigegeben worden waren. Nun überzeugte man sich, dass die Steinkeile nicht dem Zufalle, sondern dem Fleisse der Menschenhand ihre Form verdankten; man betrachtete sie entweder als Werkzeuge zu häuslichem Gebrauche oder als Opfer-Instrumente, und stritt sich hierüber; einige wenige Alterthumsforscher indessen erkannten mit richtigerem Blick gleich von Anfang in ihnen Waffen und hiessen sie Steinhämmer, Schleudersteine.

Gegenwärtig findet man in Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz u. s. w. bei Männern, welche die älteste Geschichte ihres Landes zum Gegenstand ihrer Forschungen machen, kleinere oder grössere Sammlungen solcher Steinhämmer, und kann ohne Mühe die verschiedenen Formen derselben überschauen und sich sowohl über den Stoff, aus dem sie gemacht sind, als über die Art, wie sie verfertigt worden sind, belehren.

Man ist im Allgemeinen darüber einig, dass dieses Geräth von einem Volke herrühre, welches, auf der ersten Stufe der Gesittung stehend und in der Bearbeitung der Metalle unerfahren, sich das Werkzeug, dessen es für die Jagd und andere Zwecke einer einfachen und rohen Lebensweise bedurfte, mit grossem Aufwande von Zeit und Arbeit bereitet habe.

Diese Ansicht erleidet um so weniger Widerspruch, als es jetzt noch, wie wir in den neusten Reisebeschreibungen lesen, in Afrika ausgedehnte Landesstrecken gibt, deren Bewohner nicht die geringste Kenntniss des Bergbaues oder der Behandlung der Metalle besitzen; die gleich jenen ältesten europäischen Völkern bei der Verfertigung ihres Schlag- und Spaltgeräthes und all' ihres Handwerkzeuges auf Muschelschalen, Steine und Holz angewiesen sind und auf Bereitung dieser Dinge fast den grössten Theil ihrer industriellen Thätigkeit beschränken.

Haben wir Gelegenheit, die europäischen Steinkeile neben das Kriegsgeräth der Wilden zu halten, so überrascht uns die Aehnlichkeit zwischen denselben; und zwar um so mehr, da die Verfertiger dem Raume so wie der Zeit nach so weit von einander getrennt sind. Das Auffallende in der Erscheinung verschwindet aber wieder, wenn wir bedenken, dass sich ihnen bei gleichen Bedürfnissen die gleichen Mittel zur Befriedigung derselben darboten und dass die Lebensweise aller rohen Völker dieselbe ist.

Die Steinkeile, die man bei uns findet, bestehen meistentheils aus Serpentin, Granit und Kalkstein, überhaupt immer aus einem Material, welches Härte und Zähheit in bedeutendem Grade vereinigt. Sie sind sämmtlich an dem der Schneide entgegengesetzten Ende schmäler und zeigen hier meist noch die vom Bruch herrührenden Unebenheiten.

Um die Art, wie die Steinhämmer als Schlagwaffe gebraucht wurden, zu veranschaulichen, entlehnen wir dem dritten Hefte des ersten Bandes unserer antiquarischen Mittheilungen, wo wir diesen Gegenstand ebenfalls erörtert haben, nachstehende Zeichnung T. 1 F. 5. Sie zeigt, wie die Steine in hölzerne Keulen eingesetzt wurden, die grössern einzeln, die kleinern in mehrern Exemplaren und dass sie so eine furchtbare Waffe bildeten, ähnlich dem in der schweizerischen Kriegsgeschichte wohl bekannnten und noch vor Kurzem gebräuchlichen Morgenstern. Es ist nicht unmöglich, dass die mit einem Steinbeile besetzte Keule ihrer Wohlfeilheit und Wirksamkeit wegen noch gebraucht wurde, als das Eisen schon lange zu Waffen benutzt und Erz für diesen Zweck nicht mehr angewendet wurde.

Wir gehen nun zu einer andern Klasse von Werkzeugen über, welche genau über dieselben Gegenden und Länder verbreitet ist, in denen wir Steinwaffen antreffen, und haben die Absicht zu zeigen, dass die Bestimmung beider dieselbe war, indem bei fortgeschrittener Bildung eherne Keile an die Stelle steinerner traten.

Wir besitzen schriftliche Beweise, dass die alten Völker des Südens Gold, Kupfer und Zinn früher kannten als Eisen, welches in seinem rohen Zustande seine metallische Natur verbirgt und äusserst schwer zu gewinnen ist. Dieselbe Erscheinung fand im Norden statt, wie sich, obgleich hier keine schriftlichen Nachrichten die Behauptung unterstützen, thatsächlich beweisen lässt. Es gab eine Zeit, von den Alterthumsforschern mit Recht das Erzzeitalter genannt, in welcher die Bewohner des nördlichen Europas alles Werkzeug und alle Waffen, zu denen man später das härtere Eisen verwandte, aus Kupfer verfertigten oder vielmehr aus Kupfer mit einem geringen Zusatz von Zinn, da diese Mischung

bei etwas geringerer Zähheit eine grössere Festigkeit besitzt. Die Frage, ob das zu solchem Geräth verarbeitete Metall anfänglich als Tauschwaare nach dem Norden gebracht wurde, lassen wir einstweilen unbeantwortet; so viel aber ist gewiss, dass man in den oben angeführten Ländern Werkstätten entdeckt hat, in welchen Kupfer und Zinn zusammengeschmolzen und aus der Mischung (Bronce, Erz) durch Guss diejenigen Gegenstände geformt wurden, welche wir in den Gräbern finden.

Die Geschichte lehrt, dass ein Volk, je ungebildeter es ist, desto fester an den Sitten seiner Vorältern hält und seine Lebensweise nur gezwungen oder höchst langsam und fast unbemerkbar ändert. Hatte einmal ein durch Jahrhunderte fortgesetzter Gebrauch die mit einem Steinbeile besetzte Keule zur volksthümlichen Waffe gemacht, so war es ganz natürlich, dass man im Besitze der genannten Metalle nicht sogleich zu einer andern Waffenform, und was damit zusammenhängt, zu einer andern Art der Kriegführung überging, sondern einstweilen noch die Keule beibehielt, in die man aber ein ehernes Beil statt eines steinernen einsetzte. Dass dieser Hergang wirklich statt gefunden habe, geht theils aus dem sehr häufigen Vorkommen von steinernen und ehernen Beilen in einem und demselben Grabe, theils aus der vollkommenen Aehnlichkeit vieler ehernen Meissel mit den aus Stein verfertigten hervor. Es traten nun auch, als der neu entdeckte Stoff reichlicher zufloss, eherne Pfeil- und Lanzenspitzen, eherne Schwerter und Dolche an die Stelle der steinernen. Die Form des Beiles änderte sich allmählig in so weit, dass, bei dem grösseren Gewichte, den das Metall der Waffe gab, anstatt der Keule ein Stock angewandt werden konnte, welcher gleich den Schäften der ältesten Pfeile und Wurfspiesse, an einem Ende zur Aufnahme des Beils gespalten war. Um die seitlichen Bewegungen zu verhindern, gab man den Erzbeilen, so weit sie ins Holz eingesenkt wurden, einen aufgebogenen Rand; um dem Zurückspringen derselben vorzubeugen, stellte man das hintere mit einer Kerbe versehene Ende auf einen Nagel, der quer durch die beiden Hälften des Schaftes ging.

Wir müssen hier eines Einwurfes erwähnen, der schon mehrmals und noch vor Kurzem gegen die Ansicht gemacht wurde, dass sämmtliches Geräth aus Erz diesseits der Alpen verfertigt worden sei. Gleich dem Steinwerkzeug nämlich, welches in allen Ländern des nördlichen Europas, der Verschiedenheit der Steinart ungeachtet, immer die grösste Aehnlichkeit unter sich zeigt, bieten auch die Gegenstände des sogenannten Erz-Zeitalters dieselbe Erscheinung dar. Nicht nur Waffen, sondern auch Geräth für das häusliche Leben, ja sogar Schmucksachen gleichen einander, bei noch so grosser Entfernung der Fundorte, so sehr, dass man oft glauben möchte, es habe sie alle Eine Hand hervorgebracht. Man hat daher, das Räthsel zu lösen, zu der Vermuthung Zuflucht genommen, diese Gegenstände seien sämmtlich römischen Ursprungs und als Handelsartikel zu den nördlichen Völkern gewandert. Dieser Annahme widerstreitet aber erstens die Auffindung von Werkstätten im nördlichen Europa, in denen unter Kohlenhaufen und Schlacken grosse Massen unverarbeiteten Erzes, ferner eine Menge halb und ganz fertigen Werkzeuges neben den Gussformen zum Vorschein kamen. Wäre es ferner nicht sonderbar, wenn der Römer, dessen Auftreten, um mit den Alterthumsforschern zu reden, ganz in die Eisenperiode fällt, den Metall entbehrenden Barbaren anstatt des wohlfeilen Eisens das seltenere und viel kostbarere Erz zugebracht hätte? Wie sollten endlich die Barbaren von den mit

eisernem Geräthe versehenen Kaufleuten eherne Messer, eherne Schwerter eingetauscht haben? Wir müssen daher den Tauschhandel — wenn wir ihn trotz der eben angeführten Entdeckung von Werkstätten dennoch festhalten wollen — in eine frühere Zeit hinaufrücken und uns bereden, die Phönicier hätten die Gegenstände aus Erz in den Norden eingeführt. Von diesem Volke weiss man wenigstens, dass es in den Ländern, in welchen wir, wie in England, eine Menge Gegenstände aus Erz antreffen, Blei und Zinn holte und dafür Erz, Salz und irdene Geschirre einführte.

Es bleibt also für die Erklärung der Aehnlichkeit, welche das eherne Geräthe unter einander zeigt, kein anderer Ausweg übrig, als die Voraussetzung, es habe zu jener Zeit unter den Bewohnern des nördlichen Europas ein bedeutender Verkehr statt gefunden, und der Grad der Kultur und die Lebensweise sei unter ihnen so ziemlich dieselbe gewesen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Meisseln zurück. Unter der grossen Zahl von Grabhügeln, welche in Deutschland, Frankreich, England zerstreut stehen, sind für Ausmittelung der Urheber dieser Denkmäler diejenigen sehr wichtig, in welchen Stein- oder Erz-Meissel angetroffen werden. Es ist oben angeführt worden, dass sich bei verbrannt oder unverbrannt bestatteten Körpern zuweilen Waffen aus Stein und Erz neben einander finden, und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dass das Stein- und Erz-Meissel führende Volk ein und dasselbe gewesen sei. Aus unsern antiquarischen Mittheilungen geht hervor, dass zwar die Mehrzahl der bei uns und in den genannten Ländern vorhandenen Grabhügel einer spätern Periode angehören und dass die meisten von ihnen nach der Eroberung des westlichen Europas durch die Römer, viele sogar erst im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung enstanden sind *). Fast alle diese Hügel enthalten eiserne Waffen und werden darum mit Recht als jünger betrachtet. Was aber die übrigen Mitgaben betrifft, wie Thongeschirre, broncene Ringe, Gürtelschnallen u. s. w., so sind sie in den ältern, die nur eherne Gegenstände enthalten, und in den jüngern Hügeln ganz dieselben. Es ist auch der Reihen-Gräber erwähnt (Bd. I. Heft 3 u. 9) und gezeigt worden, dass die in dieser Weise bestatteten Körper auf dieselbe Art gekleidet, bewaffnet, geschmückt, überhaupt mit demselben Geräthe versehen waren, wie die unter Hügeln Begrabenen. Die Reihengräber bezeichnen eine noch spätere Lebensperiode desselben Volkes; sie sind alle gleichzeitig mit der Herrschaft der Römer diesseits der Alpen, ziehen sich in die christliche Zeit hinab und verschwinden, wie es scheint, mit dem Erlöschen des Volkes, dem sie angehören.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass erstens die Gräber, in denen sich Steingeräthe als Beigabe der Bestatteten findet, zweitens diejenigen, welche Stein- und Erzgeräth oder nur das letztere enthalten, drittens diejenigen, welche Erz- und Eisengeräthe liefern, aber stets reich an Gegenständen aus Erz sind, und bis ins dritte und vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung heruntergehen, von einem und demselben Volke herrühren.

Was nun den Namen dieses Volkes betrifft, so sind hierüber die Alterthumsforscher immer noch nicht einig. Die Engländer, Franzosen und Schweizer betrachten diese Grab-Denkmäler und die in ihnen enthaltenen Gegenstände als Ueberbleibsel celtischer Kultur; viele Deutsche nehmen

---

*) Wie z. B. die im vorigen Hefte beschriebenen Grabhügel in der Hard zu Basel, deren Inhalt, obgleich er von geringerer Bedeutung ist, an die Grabhügel zu Sinsheim erinnert.

dieselben für die der germanischen Stämme in Anspruch. Ueberzeugt, dass man durch Hypothesen diese Frage ihrer Entscheidung nicht näher bringt, und dass die spärlichen Angaben römischer Schriftsteller für die eine wie für die andere Ansicht gedeutet werden können, führen wir, als Beleg für die celtische Herkunft dieser Denkmäler, folgende Thatsache an. Bei der Erweiterung der Fahrstrasse zu Horgen, einem 2 Stunden von Zürich entfernten, am linken Ufer des Sees liegenden Dorfe, wurde im Jahre 1841 ein Grab entdeckt, worin auf dem natürlichen Boden in einer Umzäunung von losen Steinen die Ueberreste eines unverbrannt bestatteten Körpers sich befanden. Die Anlage des Grabes war ganz dieselbe, wie sie in den ältern Grabhügeln erscheint. Der Bestattete trug an den Fingern der einen Hand mehrere goldene Ringe, auf der Brust eine silberne Haftnadel. Neben ihm stand ein Topf, der sowohl in Absicht auf Stoff als Form denjenigen in den Hügelgräbern ebenso ähnlich ist, als die Gegenstände von Gold und Silber denen, die in jenen Gräbern gefunden werden, vollkommen gleichen. Die merkwürdigste Beigabe aber war eine celtische Münze von Gold, welche Lelewel (Planche II, Fig. 11) in Beziehung auf ihr Alter in den Zeitraum von 330 — 260 vor Christus setzt (S. 48) und zu den ältesten zählt.

Dass wir hier das Begräbniss eines Helvetiers vor uns haben, wird wohl Niemand in Abrede sein.

Wenn durch diese und ähnliche Entdeckungen die Vermuthung, dass die vorerwähnten Gräber und die Gegenstände von Stein und Erz einem celtischen Volke angehören, zur Gewissheit erhoben wird, so ist auch der Satz unbestreitbar, dass das celtische Volk das älteste ist, das in unsern Gegenden Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen hat; das erste, welches in Helvetien bleibende Niederlassungen gründete; dasjenige, welches auf demselben Boden die verschiedenen Entwickelungsstufen vom Wilden, der sich Steingeräth verfertigt, bis zum gesitteten Bekenner des Christenthums durchlaufen hat; — und, dehnen wir unsern Satz auch auf die benachbarten Länder, in welchen dieselben Erscheinungen sich darbieten, aus, so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, dass das celtische Volk in der sogenannten Stein- und Erzperiode der Alterthumsforscher den grössten Theil Europas inne hatte, und dass es auf der einen Seite durch römische, auf der andern durch germanische Kraft aus seinen Besitzungen vertrieben und auf das kleine Gebiet beschränkt wurde, in welchem es in historischer Zeit auftritt.

Erklärung der Tafeln.

Fast alle der hier abgebildeten Gegenstände verdanken ihre Erhaltung einem eifrigen Freunde vaterländischer Geschichte, Herrn Alt-Landammann Lohner in Thun, der sie theilweise im 8. Bande des schweizerischen Geschichtsforschers (Bern 1832) beschrieben und als höchst merkwürdige Ueberreste helvetischer Kultur dargestellt hat. Wir statten ihm hiemit für die Mittheilung dieser Gegenstände und der folgenden Notizen unsern wärmsten Dank ab.

„Am Renzenbühl beim Dörfchen Buchholz, Kirchgemeinde Thun, fand man am 10. Dezember 1829 beim Abtragen eines Hügels, der zum Ausfüllen eines Grabens in dem daran liegenden Moore verwendet wurde, ein Grab, das in der Richtung von Ost nach West aus unbehauenen Steinen ohne Mörtelverbindung

errichtet und mit flachen Steinen bedeckt war. In diesem Grabe, welches 10 Fuss lang und 5 Fuss breit war, befanden sich die Gebeine eines männlichen Körpers und mehrere Gegenstände aus Erz, nämlich ein Theil eines Diadems, eine Gurtschnalle, die Spitze eines Wurfspiesses, ein mit Goldstiften verzierter Streitmeissel (Celt), zwei Nadeln und sechs Ringe.

Am nämlichen Orte wurde im Jahr 1830 ein zweites Grab entdeckt, welches nebst den Gebeinen eines menschlichen Körpers einen Dolch mit Ringen und einige andere Gegenstände aus Erz enthielt.

Die übrigen hier abgebildeten Gegenstände, bestehend in 9 Streitmeisseln (Celts), ferner zwei Dolchen, zwei Spitzen von Wurfspiessen von verschiedener Form und Grösse wurden 1840 bei Ringoldswyl auf einem Felsblocke gefunden, der so gross wie ein kleines Haus ist, keine Spur menschlicher Arbeit an sich bemerken lässt und einzeln da steht. Die Gegenstände lagen sämmtlich 2 Fuss tief in der Erde, womit die Oberfläche des Felsens bedeckt ist, zerstreut, und waren allem Anschein nach daselbst vergraben worden.

Beim Dorf Einigen wurde die Klinge eines Dolches gefunden. " —

Dolche.

Dolche, wie die hier abgebildeten, sind nach Klemm in Thüringen bei Neuheiligen, in Holstein auf der Insel Rügen, im Brandenburgischen u. s. w. gefunden worden. Wohlerhaltene Griffe scheinen jedoch in Deutschland und Frankreich ebenso wie bei uns ziemlich selten zu sein. Der Stoff, aus welchem diese Dolche verfertigt sind, ist schönes Erz, bestehend aus etwa 9 — 10 Theilen Kupfer zu 1 Theil Zinn. Die Klingen sind, nach dem Bruchkorne zu schliessen, gegossen, am Rande aber nach der Art der Sensen ausgehämmert, und immer zweischneidig. Die Strich- und Punktverzierungen, die auf ihnen mit dem Bunzen angebracht sind, entsprechen vollkommen denjenigen, welche wir auf dem übrigen Erz - Geräthe, den Töpferarbeiten und allen Gegenständen der celtischen Industrie erblicken.

Zum Schutz gegen Rost (Grünspan) sind diese Klingen mit einem silberglänzenden Metalle überzogen oder nach Art der Verzinnung belegt worden. Da die ausserordentliche Dünne des Ueberzuges die Vornahme einer genauen chemischen Untersuchung nicht gestattete, so wurden einige Partikeln desselben von dem bekannten Mineralogen Wieser einer mehrmaligen Löthrohrprüfung unterworfen. Das Ergebniss ist, dass diese Belegung ein Gemisch sei von Blei und Zinn, mit einem sehr bedeutenden Antheil des ersteren. Es ist daher fast unzweifelhaft, dass der Metallüberzug aus dem von Plinius angeführten sogenannten weissen Blei bestehe, von dem er in seiner Naturgeschichte sagt, dass es von den Galliern erfunden und von diesem Volke wegen seines Silberglanzes zur Verzinnung des Erzes angewendet worden sei*). Eine der bei Cheseaux gefundenen Schnallen (siehe description des tomb. de Cheseaux Taf. III, Fig. 16) ist ebenfalls nach Herrn Wieser's Versuchen mit einer ähnlichen Mischung

---

*) Plinius Hist. nat. XXXIV. 48. Album (plumbum) incoquitur aereis operibus, Galliarum invento, ita ut vix discerni possit ab argento eaque incoctilia vocant.

von Blei und Zinn belegt und deswegen glänzend und wie neu aus der feuchten Erde hervorgezogen worden. Die Klingen der abgebildeten Dolche verdanken grösstentheils diesem Metallüberzuge ihre Erhaltung.

Die Klingen haben sämmtlich im Verhältniss zu ihrer Länge eine sehr bedeutende Breite; wenn man aber bedenkt, dass das Instrument Gewänder zu durchdringen hatte, folglich sehr dünn zulaufen musste, so konnte man ihm bei der geringen Festigkeit des Materials einzig durch Ausdehnung nach der Breite die erforderliche Stärke geben. F. 5. T. 2.

Die Handgriffe bestehen ganz aus demselben Stoffe wie die Klingen, und sind im Querschnitt oval. Sie bestehen bald, wie bei Fig. 2, Taf. 2 aus zwei aufeinander passenden Hälften, bald, wie bei Fig. 1 und 4, Taf. II aus Einem Stücke. Die vorliegenden sind gegossen, und zwar nicht, wie deren bisweilen vorkommen, hohl, sondern massiv. Der Griff breitet sich an einem Ende in einen halbmondförmigen Bügel aus, plattet sich ab, und spaltet sich, um in dem Einschnitte die Klinge aufzunehmen, welche durch 5 — 6 kupferne oder eherne Nieten mit dem Bügel verbunden wird. Am andern Ende befindet sich bei Fig. 1, 3, 4 ein Knopf, der bei Fig. 2, deren Handhabe wahrscheinlich aus Holz bestand, mangelt. Die Griffe sind ungefähr in der Mitte durchbohrt, so dass sie an den Gürtel aufgehängt werden konnten. Spuren von einer Scheide hat man weder bei den vorliegenden, noch bei andern Exemplaren bemerkt.

Sehr auffallend ist sowohl die Kürze, als die geringe Dicke des Handgriffs. Ob die Zwischenräume, welche bei Fig. 3 die Scheibchen übrig lassen, mit Holz, Horn oder Zwirn ausgefüllt waren, ist nicht mehr auszumitteln. Die Handhabe von Fig. 4, die längste an den vorliegenden Exemplaren, misst 2″ 8‴ par., und gestattet kaum 3 Fingern einer kräftigen Manneshand den gehörigen Raum zum Anfassen. Die Dicke desselben beträgt beim grössten Exemplar, Fig. 1, nach der längern Seite gemessen, nicht völlig 10‴ also viel zu wenig, um bequem und fest gehalten werden zu können. Diese Eigenthümlichkeit findet sich in noch stärkerm Grade an den ehernen und eisernen, in den Grabhügeln gefundenen Schwertern, so dass man, um die Erscheinung einigermassen zu erklären, mit Klemm zu der Vermuthung Zuflucht nehmen muss, die Besitzer hätten sich derselben nicht auf die in jetziger Zeit übliche Weise bedient.

Auch die Handgriffe tragen Spuren von Strichverzierung; sie sind sämmtlich aufs sorgfältigste polirt, und wie alle Waffen ungebildeter Völker sehr fleissig ausgearbeitet.

Eherne Streit-Meissel.

Ueber die Bestimmung des Erzmeissels ist früher viel geschrieben und gestritten worden. Gegenwärtig ist man über den Gebrauch desselben so ziemlich einig; verschiedener Ansicht aber, wie bereits angegeben, in Beziehung auf den Namen seiner Verfertiger und denjenigen, unter dem er selbst in den Schriften der Alten erscheint. Die einen Alterthumsforscher halten ihn nämlich für eine celtische, die andern für eine germanische Waffe. Gewiss ist, dass sie nicht nur in allen Ländern diesseits der Alpen, sondern auch in Italien, Sardinien u. s. w. gefunden wird, am häufigsten jedoch, behauptet man, in solchen Gegenden, die an celtischen Steindenkmälern reich sind. Im höchsten Grade merkwürdig

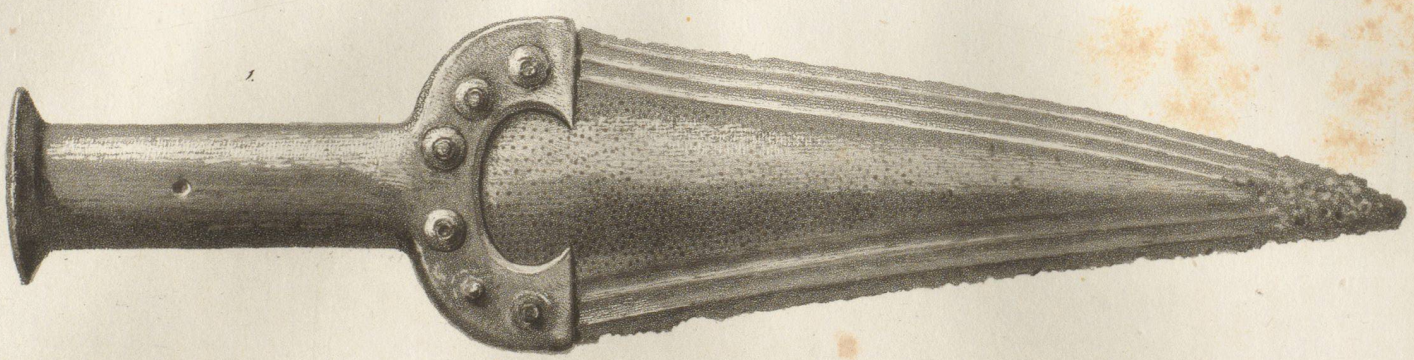
ist der Umstand, dass sie zuweilen bis auf 100 Stück unter und neben grossen Steinen vergraben, und nicht selten nach Art der Radien eines Kreises angeordnet, gefunden werden. Nicht minder räthselhaft ist auch die Bestimmung einiger der längern Exemplare, die wir unter F. 7. 8, T. 1 und F. 4. T. 3 abgebildet haben. Wir gestehen, dass die genauere Betrachtung dieser Instrumente uns in der oben ausgesprochenen Ansicht etwas irre macht, und uns eine weitere, bis jetzt noch nicht ausgemittelte Anwendung muthmassen lässt. Bei F. 4. T. 3 beweist nämlich sowohl die Form der durch das Aufbiegen der Ränder hervorgebrachten Rinne, als der in derselben als Zierrath hervortretende Grat, dass der Holzschaft, an welchen das Instrument befestigt war, nicht weiter als bis a reichte, mithin etwas mehr als den fünften Theil des Beiles deckte. F. 3. T. 3 ist mit Goldstiften verziert, und der mit diesem Zierrath nicht besetzte und ins Holz eingespannte Theil verhält sich zu der übrigen Länge etwa wie 1 : 5. Bei F. 8. T. 1 ist der Stiel des Beiles sehr dünn und schwach. Wie ist es aber möglich, dass diese Instrumente, wenn sie auf die angegebene Weise in einen Stock eingesenkt waren, als Stoss- oder Schlagwaffe gebraucht werden konnten, ohne dass sie beim ersten kräftigen Hieb entweder sich umbogen oder entzwei sprangen?

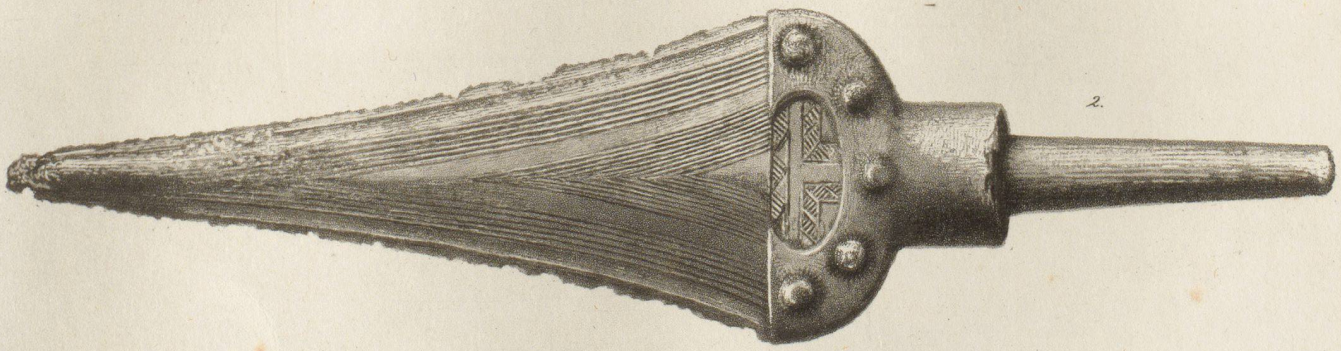
Die an allen diesen Instrumenten bemerkbare hübsche und geometrisch richtige Form zeugt für den Geschmack und die Geschicklichkeit des Verfertigers. Sie sind sämmtlich nach der Versicherung von Sachkundigen durch Guss entstanden. Bei einigen der vorliegenden Exemplare ist zwar die Zerstörung durch Rost eine halbe Linie tief in das Metall eingedrungen, die glänzende Oberfläche dieser Rostschale *(patina)* beweist aber, dass die Instrumente ursprünglich von allen Gussunebenheiten befreit und aufs fleisigste polirt worden waren. T. 1. F. 7. 8. T. 3. F. 1. 2. 3. 4.

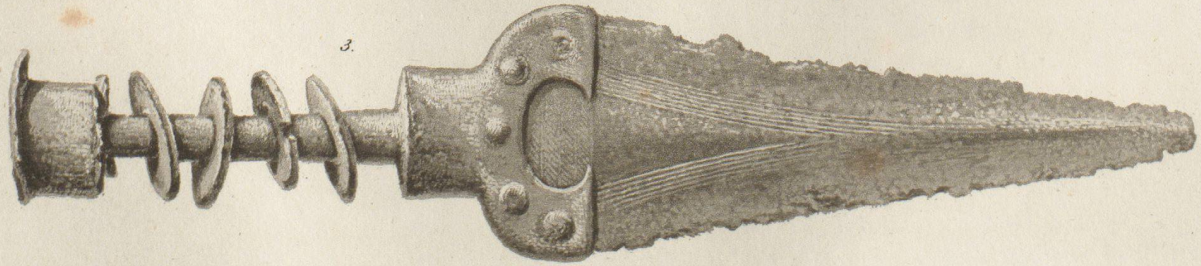
Sonderbar ist es, dass die Streitmeissel nirgends auf alten Bildwerken erscheinen. Vergeblich sucht man nach ihnen auf celtischen Münzen oder römischen Darstellungen celtischer Personen und Dinge. Unter den von Lelewel aufgezählten Symbolen erscheint zwar ein Beil auf Münzen des mittäglichen Galliens, und nebst dem Kreuze als Typus auf Münzen der Volcæ. Allein die Form desselben ist keineswegs die eines Streitmeissels, sondern die einer Axt, von der gegenwärtig üblichen Gestalt. Man kann indessen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass zu der Zeit, als diese Münzen geprägt wurden, die Streitmeissel längst ausser Gebrauch, und, wie sich historisch nachweisen lässt, durch eiserne Waffen ersetzt waren.

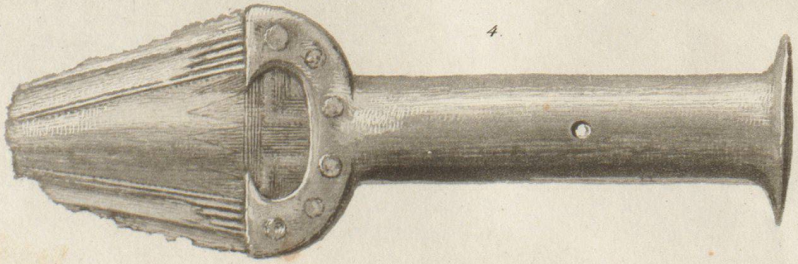
Wie lange man sich an die Nationalwaffe des Streitmeissels hielt, ergibt sich aus dem Vorkommen von eisernen Instrumenten, welche ganz dieselbe Form wie die mit einer Hülse versehenen ehernen besitzen. Vor Kurzem wurden in der Nähe von Zürich 3 eiserne Exemplare neben einander liegend gefunden, F. 4. T. 1, welche einem ehernen F. 1. T. 1, auf dem Uetliberge (der höchsten Kuppe des Albis) gefundenen, vollkommen ähnlich sind.

Der Gedanke, dass die mit einem Rohr versehenen Meissel erst später aufgekommen und aus dem bis zum Ueberschlagen getriebenen Umbiegen der Ränder des Meissels entstanden seien, scheint desswegen nicht richtig, weil zugleich mit Meisseln der einfachsten Form schon Lanzenspitzen mit Rohr vorkommen. War einmal das Schmelzen und die Bearbeitung des Erzes bekannt, so konnte man, ohne dass es viel Nachsinnens oder grosser Geschicklichkeit bedurfte, die Form der Instrumente nach Belieben abändern, bis man die zweckmässigste gefunden hatte.





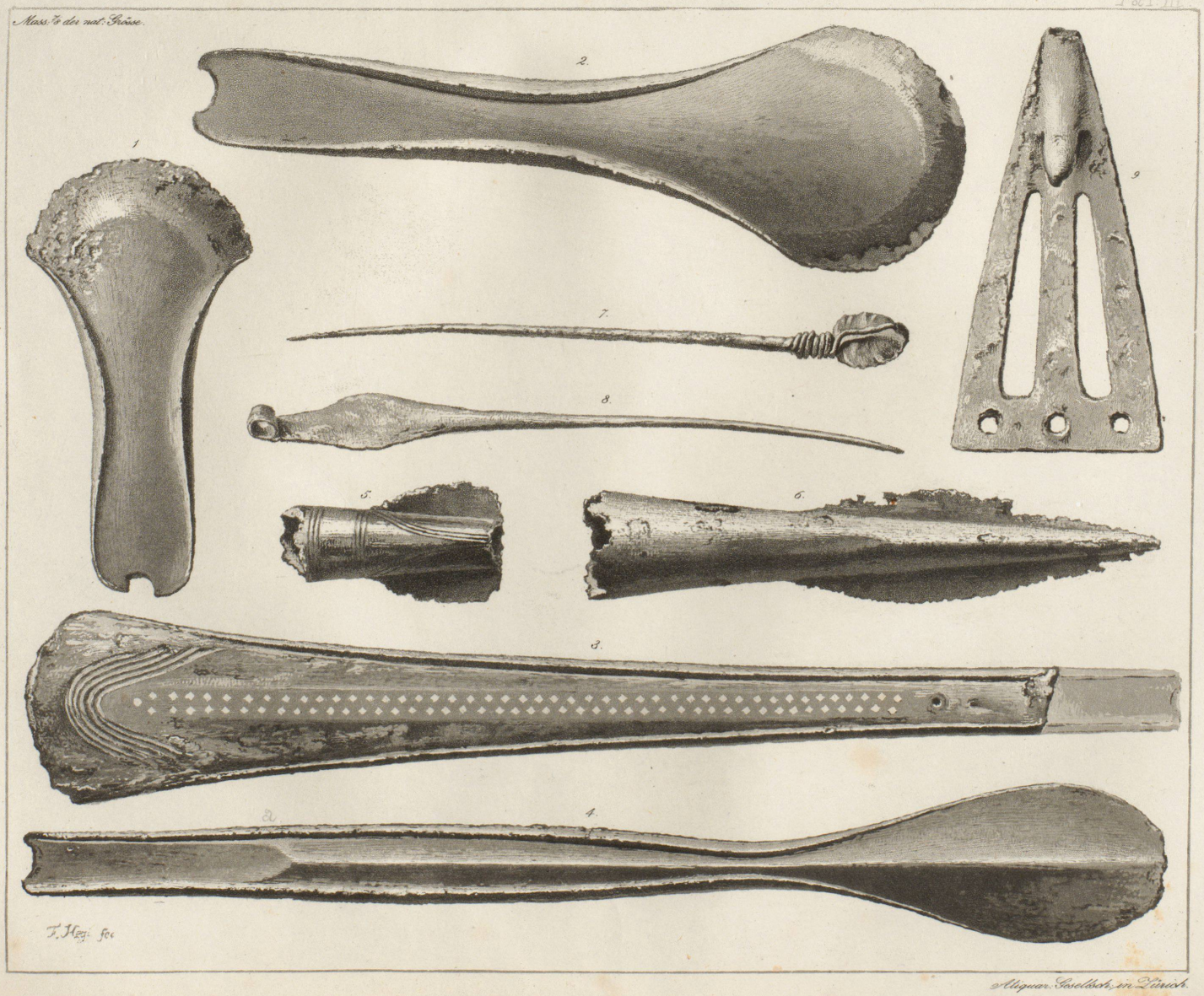




F. Hegi.

¾ der wahren Grösse.

Mass: 1/6 der nat: Grösse.



F. Hegi fec.

Antiquar. Gesellsch. in Zürich.

Noch müssen wir hier die mit einem Oehr versehenen Meissel anführen, welche in der Schweiz seltener, in Deutschland und besonders in England sehr häufig vorkommen. Die Bestimmung des Oehrs ist von mehreren Alterthumsforschern dahin ausgelegt worden, dass ein Lederriemen oder eine Schnur daran befestigt gewesen sei, und dass der Krieger diese Waffe gegen den Feind geschleudert und dann wieder zurückgezogen habe, als ob während dieser Zeit der Gegner still gestanden und die Wiederholung des Angriffes ruhig abgewartet hätte. Der Riemen wäre zu diesem Zwecke doch wohl eher am Ende des Schaftes als an der Spitze befestigt worden. Die Art, wie die Dolche wahrscheinlicher Weise getragen wurden, hat uns auf den Gedanken gebracht, es möchten diese Oehr, die wenigstens, besonders an den mit einem Rohr versehenen Meisseln, ganz überflüssig erscheinen, desswegen angebracht worden sein, damit der Krieger vermittelst eines Riemens, den er durch das Oehr zog, seine Waffe an der Seite oder am Rücken tragen konnte.

Unter den bisher entdeckten Streitmeisseln ist der hier abgebildete wahrscheinlich einer der schönsten. Er besteht aus reinem Erz, ist auf beiden Seiten mit einem Kupferstreifen belegt, in welchen zwei Reihen goldener Nägel eingesetzt sind, und zierlich gearbeitet.

Merkwürdig ist an demselben ein Ueberrest einer Scheide, welche aus einem rohen, vielleicht wollenen Gewebe bestanden und sich dadurch erhalten hat, dass sie vom Grünspan durchdrungen und gleichsam in einen festen Körper verwandelt wurde.

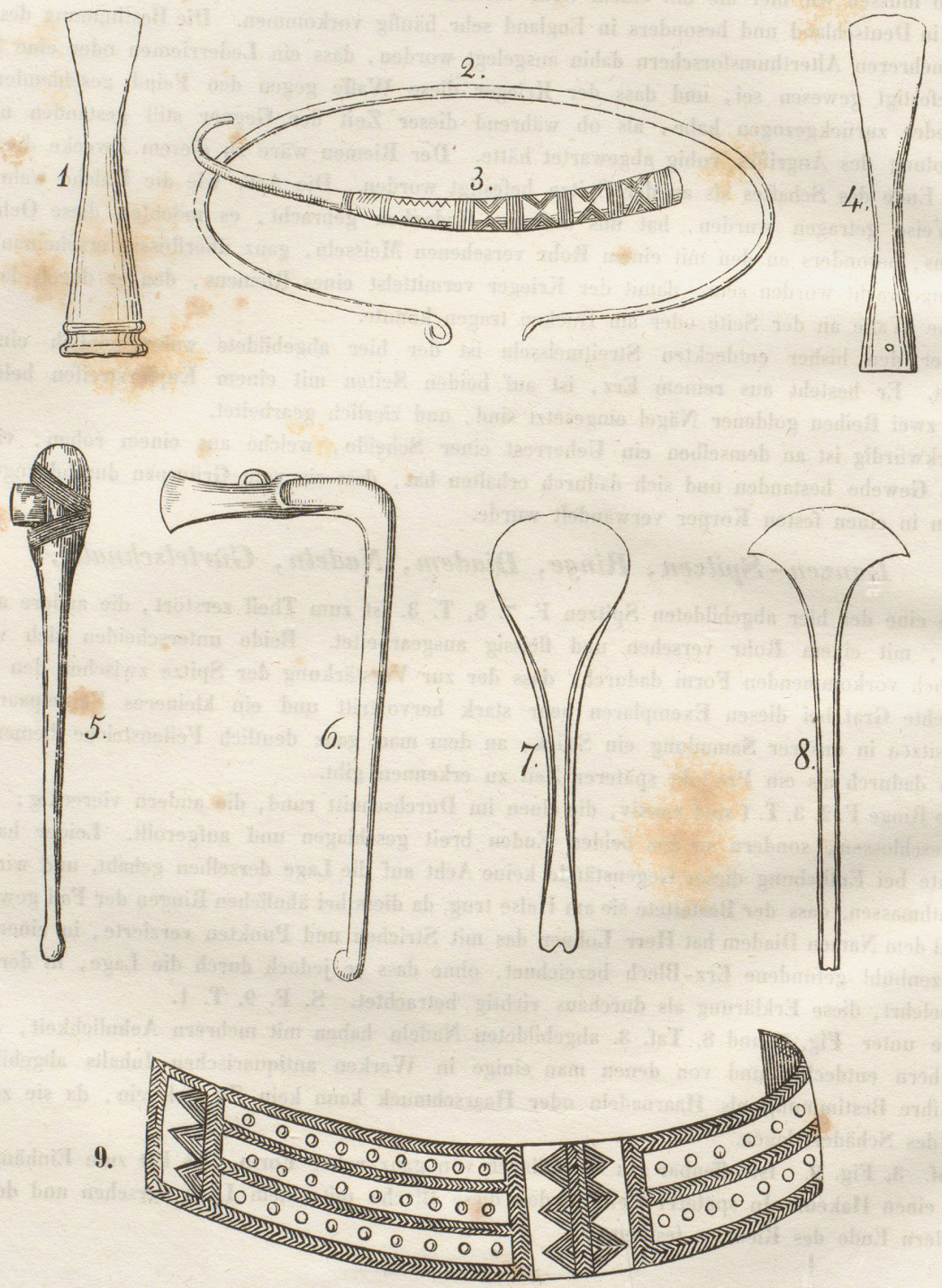
Lanzen-Spitzen, Ringe, Diadem, Nadeln, Gürtelschnalle.

Die eine der hier abgebildeten Spitzen F. 7. 8, T. 3. ist zum Theil zerstört, die andere aber gut erhalten, mit einem Rohr versehen und fleissig ausgearbeitet. Beide unterscheiden sich von der gewöhnlich vorkommenden Form dadurch, dass der zur Verstärkung der Spitze zwischen den Flügeln angebrachte Grat bei diesen Exemplaren sehr stark hervortritt und ein kleineres Flügelpaar bildet. Wir besitzen in unserer Sammlung ein Stück, an dem man ganz deutlich Feilenstriche bemerkt und das sich dadurch als ein Produkt späterer Zeit zu erkennen gibt.

Die Ringe F. 2. 3, T. 1 sind massiv, die einen im Durchschnitt rund, die andern viereckig; sie sind nicht geschlossen, sondern an den beiden Enden breit geschlagen und aufgerollt. Leider haben die Landleute bei Enthebung dieser Gegenstände keine Acht auf die Lage derselben gehabt, und wir können nur muthmassen, dass der Bestattete sie am Halse trug, da diess bei ähnlichen Ringen der Fall gewesen ist.

Mit dem Namen Diadem hat Herr Lohner das mit Strichen und Punkten verzierte, in einem Grabe zu Renzenbühl gefundene Erz-Blech bezeichnet, ohne dass er jedoch durch die Lage, in der man es fand, belehrt, diese Erklärung als durchaus richtig betrachtet. S. F. 9. T. 1.

Die unter Fig. 7 und 8, Taf. 3. abgebildeten Nadeln haben mit mehrern Aehnlichkeit, die man in Gräbern entdeckt, und von denen man einige in Werken antiquarischen Inhalts abgebildet hat. Ueber ihre Bestimmung als Haarnadeln oder Haarschmuck kann kein Zweifel sein, da sie zu beiden Seiten des Schädels lagen.

Taf. 3, Fig. 9. Ist offenbar ein Gürtelblech von ganz roher Form. Es hat zum Einhängen eines Ringes einen Haken. In späterer Zeit wurden diese Bleche mit einem Loch versehen und der Haken am andern Ende des Riemens festgemacht.

Taf. I.